

## VII

Paul Parin

### **Vorwort**

DEN SCHÖNEN BAND aufschlagen, die fein kolorierten Photographien eine nach der anderen entdecken - und schon sind wir versucht, wie wir es einst als unvernünftige Kinder gehalten haben, das Gedruckte wegzulassen und allein bei den Bildern zu verweilen, die so schön und mühelos zum Schauen einladen und zum Träumen. Ja, auch zum Träumen. Die Kunst der Daguerreotypie und der Photographie des 19. Jahrhunderts ist von der rasanten Beschleunigung der Epochen und der photographischen Technik in eine solche Zeitferne gerückt, daß sie von einer geheimnisvollen oder beinahe mythischen Vergangenheit zu künden scheint. Solche Bilder geben Anlaß zu romantischen Phantasien.

Doch sind wir längst nicht mehr Kinder, wenn auch vielleicht im verborgenen kindlich. Wir wollen wissen, was da geschrieben steht. Unsere Erwartung wird nicht enttäuscht. Wir lesen »Märchen aus Tausendundeiner Nacht«! Wenn es nicht gar so viele sind, Märchen, erzählt *wie* von Scheherazade, schildern diese Bild-Geschichten; wo eines aufhört, zieht es uns zum nächsten weiter, in einer kühnen Forschungsreise. Wir können uns ihrem Vorhaben nicht entziehen, wieder und wieder Frauen wie Männer seltsamer Herkunft nach ihrem Leben zu befragen.

Tausendundeine Nacht ist oft nacherzählt worden, am schönsten von Pier Paolo Pasolini in seinem Film »Il fiore di mille e una notte«. Dort hat er mit der ihm eigenen Phantasie aus archaischen, exotischen, traumhaften Bildern jene uralten Märchen wiederentdeckt und illustriert, zu unserem kulinarischen Genuß. Das ist es nicht, was Lisl Ponger unternimmt. Sie illustriert nicht

## VIII

das Alte, sie inszeniert ein anderes, völlig neues Tausendundeine Nacht, vergleichbar dem Grafen Jan Potocki, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts in seinem Buch »Die Abenteuer in der Sierra Morena oder die Handschrift von Saragossa« eine lange Reihe fesselnder Begegnungen mit fremdartigen Menschen hingezaubert hat.

Der vorliegende Text jedoch gehört ganz unserer Zeit an, den achtziger und neunziger Jahren unseres Jahrhunderts. Die exotischen Frauen und Männer, von denen erzählt wird, leben unter uns, in den »Städten, Vorstädten und Dörfern des östlichen Österreich«. Die moderne Scheherazade ist keinem Wesir, keinem exotischen Potentaten verpflichtet. Sie dient einem viel strengeren Herrn, vielmehr einer Herrin, der Xenographie. Diese Wissenschaft ist eben erst

entstanden, ungestüm zur Jagd aufgebrochen wie einst Pallas Athene dem Haupt des Zeus entsprungen ist. Die graekisierende Bezeichnung Xenographie ordnet die Forschung in den ehrwürdigen Bestand der Geisteswissenschaften ein. Trotz mancher augenzwinkernder Verfremdung dürfen wir uns nicht dazu verführen lassen, sie in den Bereich einer surrealistischen Gesamtkritik zu verweisen, wie etwa die Pataphysik, die sich pathetisch als Wissenschaft gebärdet.

Surreales hat die Xenographie nicht im Sinn. Es sind durchaus wirkliche Menschen, die sie zur Ansicht bringt. Auch ist ihre Wissenschaft keineswegs postmodern beliebig. Neben ihrer Neuheit weist sie vor allem eine Eigenart auf, die sie mit nur wenigen Humanwissenschaften wie der Ethnopschoanalyse teilt: Sie ist nicht abgegrenzt und nicht abgrenzbar. (Ich vermute, daß mir gerade wegen der Verwandtschaft zur ethnopschoanalytischen Methode die Ehre zuteil wurde, dieses Vorwort zu schreiben.)

Statt also die xenographische Methode abzugrenzen oder ein-

## IX

zugrenzen, was ihrer Absicht durchaus zuwiderliefe, will ich versuchen, einige Beziehungen zu benachbarten Gebieten unserer Humanwissenschaften zu diskutieren. Es werden nicht alle sein, denen man Berührungspunkte und wechselseitige Einflüsse nachweisen könnte, und ich werde mich entsprechend der Leichtigkeit des xenographischen Diskurses mit skizzenhaften Andeutungen begnügen und nicht auf tiefeschürfende Analysen einlassen.

Die Zuordnung in die Literaturgeschichte wäre mit den erwähnten Vergleichen einigermaßen gegeben. In bezug auf die Poetik ist hervorzuheben, daß Bilder und Text eine Einheit bilden, Frucht einer Zusammenschau wortsymbolischer und bildsymbolischer Elemente, so daß zwar nicht von einem Gesamtkunstwerk (die Vertonung fehlt), wohl aber von Dual-art gesprochen werden muß. Die Reiseerzählung, die uns mühelos mitnimmt, erinnert in Stil und Inhalt leicht archaisierend an die Reisen von Jules Verne und ebenso an die bunten, sanft lügenhaften Prospekte österreichischer, deutscher und schweizerischer Großunternehmen der Reisebranche, die Reisen, wie sie die meisten Protagonisten unternommen haben, als mühe- und beinahe kostenloses Gleiten über Länder und Meere darstellen.

Die Geographie liefert der langen Forschungsreise rund um die Welt eine solide Basis. Obwohl der Verfasser dieses Vorworts keine Ausbildung in Länderkunde genossen hat, vermag er über die Wege der xenographischen Forscherin etwas auszusagen. Ich selber habe im Lauf der Jahre manchen Schauplatz der Xenographie bereist, zum Beispiel Kenia, Ghana und die Sahara in Afrika, Kleinasien, Türkei und die Länder des Maghreb, Malaysia, Indonesien, Sri Lanka, China,

Alaska und näher zu Mitteleuropa Spanien, Schottland und die Normandie. Ich kann bezeugen, daß es wirkliche Länder und Meere sind und nicht etwa Gebilde der

## X

Phantasie, in denen sich die Lebensgeschichten der Forschungsobjekte abspielen. Anders, aber keineswegs im Gegensatz dazu, stehen jene Landschaften, die in der Kindheit und Jugend dauerhafte Gestalt gewinnen, die Wüste Gobi und das Zwischenstromland nach den Schriften von Sven Hedin das Afrika Stanleys »Wie ich Livingstone fand«, die Indianer aus dem Lederstrumpf, usw. Solche Länder sind »psychische Realitäten«. Sie sind kein Ersatz für wirkliches Reisen, münden aber oft in einer unbändigen Sehnsucht, wirklich einmal dort zu wandeln oder zu leben. Das ist in vielen dieser Texte zu lesen. Solche Kindheitsphantasien werden nie aufgegeben; sie sind es vielmehr, die das Fremde zum eigenen Leben machen, die Vielfalt der Erfahrungen zusammenfassen und der neuentdeckten Wirklichkeit Plastizität verleihen.

Die meisten Protagonisten sind ein- oder mehrmals für kurze oder lange Zeit in das Land ihrer Sehnsucht gereist. Als nach dem Zweiten Weltkrieg der wirtschaftliche Aufschwung den Menschen Mitteleuropas immer mehr Weltgegenden zu erreichbaren Reisezielen gemacht hat, ist eine neue Hoffnung entstanden. Fremde Lebensformen und fremdartige Menschen in ihren Ländern kennenzulernen, das würde mehr Freundlichkeit und Toleranz zwischen den Völkern erzeugen. Die große Politik hat diese Hoffnung kaum eingelöst. Der Massentourismus bietet keine Möglichkeit, die Fremden besser zu verstehen. Sind die Lebens- und Überlebensprobleme in vielbesuchten Ländern, etwa in Kenia, dem Safariland, Gegenstand der Besorgnis unserer Öffentlichkeit? Und doch ist die Basis, das Fremdbleiben des Fremden, anders geworden, vorerst individuell und punktuell. Kein globales und kein flächendeckendes Umdenken ist eingetreten. Jedoch greift die unmittelbare Anteilnahme, ja Teilnahme an früher un-

## XI

bekannten Lebensformen allenthalben um sich. Nicht das öffentliche Bewußtsein hat sich geändert; das höchst private Bewußtsein vieler Individuen hat sich tiefgehend gewandelt. Die sture Unbewußtheit der Masse und des Establishments wird von der Basis her durchlöchert. Soziologisch gesehen sind unsere Protagonisten »normale« Bürgerinnen und Bürger. Wer reisen will, kann reisen. Er oder sie muß nicht privilegiert sein, um dies zu tun. Sie gehören nicht einer einzigen und sicherlich nicht nur einer finanziell oder gesellschaftlich gehobenen Schicht oder Klasse an. Zu Hause waren sie mehr oder weniger eingegliedert. Unterwegs passiert dann der »Klassensprung«. Wer in Europa darf auf den Besuch des Kronprinzen hoffen? Herauszukommen

aus dem, in das man hineinsozialisiert worden ist, das ist ein starker Anlaß. Heraus aus der Klasse und natürlich auch aus der Ethnie - die man doch nie ganz los werden mag.

Die Ethnologie steht der Xenographie sehr nahe; sie ist immer auch Beschreibung.

Verschiedenheiten werden wahrgenommen, festgestellt. Sind sie einmal dargestellt, ist ein Stück Wissenschaft entstanden. Beschrieben wird mit dem Blick des Fremden, dem fremden Blick, der Vertrautes unvertraut macht, Fremdartiges heranrückt. Wer allerdings das Fremde in sich hineingenommen hat, es in sich trägt, den fremden Blick auf seine heimische Ethnie zurückwirft, der leistet etwas ganz Besonderes.

Die Psychoanalyse hat in ungezählten einzelnen Erfahrungen längst erkannt, aber nur selten formuliert und nie so plastisch und drastisch dargestellt wie die Xenographie: Aus dem Erleben in früher und späterer Kindheit entstehen nicht nur bleibende Formen des Fühlens und Denkens, sondern auch haltbare Phantasiegebilde, die sich oft schon vor der Pubertät zusammenschlie-

## XII

ßen zu dem, was man »das Fremde in uns« genannt hat. Diese Bezeichnung ist stimmig in ihrer Unbestimmtheit. Nicht allzu selten entwickelt sich unter günstigen Umständen das, was die Protagonisten ihre zweite Existenz, und manche ihre neue, endlich gefundene, wahre Existenz nennen dürften; oder ihre neue Identität, eine erworbene, selber geschmiedete, doppelte oder wie immer zu nennende.

Ich gebe zu, daß ich als Psychoanalytiker mit dem Begriff »Identität« Schwierigkeiten habe. Ich weiß nicht zu wenig darüber, sondern zu viel. Die verschiedenen Aspekte, Bedeutungen, Abgrenzungen des Begriffs könnte ich in einer langen Abhandlung darlegen. Wollte ich sie kurz zusammenfassen, hielte ich mich am liebsten an die Definition, die ich dem Buch »Alice im Wunderland« von Lewis Carroll entnehme:

*Scheine, was du bist, und sei, was du scheinst -oder einfacher ausgedrückt: Sei niemals unterschieden von dem, als was du jenen in dem, was du wärst oder hättest sein können, dadurch erscheinen könntest, daß du unterschieden von dem wärst, was jenen so erscheinen könnte, als seiest du anders!*

Damit ist zweierlei gesagt. Erstens: Bei der Identität herrscht Verwirrung, mach dir keine Gedanken darüber, sonst wirst du verrückt. Zweitens: Darüber zu reden ist sinnlos, empfinden tut man Identität ohnehin, wenn man auch manchmal nicht sicher ist. Alice weiß ja nicht, ob sie verrückt ist, oder nicht vielmehr die anderen spinnen, ob sie wach ist oder träumt, oder wer sie ist.

Die Psychoanalyse weiß eines auszusagen: Identität ist »obligat subjektiv«. Sobald eine Gruppe (ein Volk oder eine Ethnie) sich um Identität bemüht, eine Identität entbehrt, oder eine fin-

### XIII

den, sich gar eine erkämpfen muß, verfolgt sie andere Ziele. Zumeist will sie sich damit stärken, zusammenschließen, abgrenzen, andere ausgrenzen.

Lisl Pongers Protagonisten hingegen haben eine Identität, die meisten zwei, eine alte und eine zweite neuere, oder nur die neue, weil ihnen die alte lästig oder zu eng oder fremd geworden ist. Sie zeigen dem xenographischen Blick nichts anderes, als daß sie mit dem Gefühl der Identität freier umgehen, spielerisch von einer Identität in eine andere hinüberwechseln können. Sehr weit ist der Zigeuner gegangen, der beinahe Zigeuner geworden ist, dem aber etwas abgeht, was Roma und Sinti auszeichnet, und was er das Magische nennt. Noch weiter, vielleicht am freiesten, spielt der Rastafari mit der Identität. Er sucht seine Karibik im Osten, während sie doch westlich liegt, muß erst ganz um die Erde herum, findet sich aber zuletzt als Rastafari und nennt sich nach jenem christlichen und grausamen Tyrannen, der zwar schon längst gestorben ist, doch all das verkörpert und symbolisiert, was unserem Rastafari zuwider ist, gegen das er zum *fight* aufruft.

Wer lebt da unter uns, mit uns, zwischen uns, und was erlebt er oder sie dabei? Das sind - um eine letzte benachbarte Wissenschaft zu nennen - Fragen, die Ethnopsychanalytiker angehen.

Ethnopsychanalyse und Xenographie sind in dieser Hinsicht deckungsgleich. Beide wissen, daß unter uns Fremde leben, die uns nicht fremd bleiben, wenn wir das nicht *à tout prix* so anstellen, daß sie es bleiben, und wir erfahren, daß es im Osten Österreichs Einheimische gibt, die gleichzeitig Fremde sind, die ein zweites oder ein Doppelleben haben, als ob sie nicht oder nicht nur Einheimische wären.

Wenn sich die Protagonisten und Protagonistinnen, die wir hier aufs unterhaltsamste kennenlernen, vermehren und ausbrei-

### XIV

ten würden, müßten im Osten Österreichs bald nicht mehr Fremde unter Fremden leben. Oder soll jener Schüler recht behalten, der seinem geschätzten Lehrer Karl Valentin auf die Frage »Was sind Fremde unter Fremden ? « zur Antwort gibt: Wenn in einem Zug lauter Fremde reisen, und der Zug fährt über ein Viadukt, unter dem eine Autostraße durchgeht, auf der lauter Fremde in ihren Autos fahren, so sind das Fremde unter Fremden.